GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Geschichte der Feministinnen

Scott, Joan W.

2003

https://doi.org/10.25595/1025

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Scott, Joan W.: *Geschichte der Feministinnen*, in: L' homme : Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft, Jg. 14 (2003) Nr: 2, 317-336. DOI: https://doi.org/10.25595/1025.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.7767/lhomme.2003.14.2.317

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

L'Homme Extra

Geschichte der Feministinnen

Joan W. Scott

Dieser Text wurde ursprünglich als Beitrag zu einer Diskussion über „Die Zukunft feministischer Geschichtswissenschaft" bei der *American Historical Association* im Januar 2003 geschrieben. Ich danke Lynn Hunt für die Einladung und den Diskutantinnen Evelynn Hammonds und Afsaneh Najmabadi für ihre Kommentare. Die konstruktive Kritik von Wendy Brown, Denise Riley, Judith Surkis und Elizabeth Weed hat mir geholfen, in der vorliegenden Überarbeitung noch prägnanter zu argumentieren. Ich habe Glück, so kluge und hilfsbereite Freundinnen zu haben.

Im Jahr 1974 veröffentlichten Lois Banner und Mary Hartman die Beiträge zur „Berkshire-Konferenz über Frauengeschichte", die im Jahr zuvor in Radcliffe stattgefunden hatte, unter dem Titel „Clio's Consciousness Raised"[1]. Für viele von uns wurde das zur Parole, die unser Vorhaben öffentlich verkündete: Wir wollten Frauen zum vollgültigen Gegenstand historischer Forschung machen. Die Muse der Geschichte hatte zu lange das Lob der Männer gesungen (und „tausend Taten der Alten ausschmückend die Nachkommen gebildet"[2]) – jetzt war die Zeit reif, Frauen dieselbe Ehre zukommen zu lassen.

Als zweite der neun Töchter von Zeus und Mnemosyne („Gedächtnis") war Clio für die Geschichte zuständig (und einigen Berichten zufolge auch für die Epik – eine Form von Geschichte). Was wir von ihr verlangten, schien einfach: Sie sollte die Geschichten von Frauen ins Zentrum der Erinnerung stellen, die sie den sterblichen Menschen übermittelte. Um ihr diese Aufgabe zu erleichtern, wollten wir ihr das Material zur Verfügung stellen, das sie brauchte: Geschichten über Leben und Wirken von Frauen in der Vergangenheit.

Nun ist nichts einfach, was man von Göttern verlangt. Unser Versuch konnte leicht als Hybris aufgefasst werden, denn wir maßten uns an, Clio aufzutragen, was sie sagen sollte. Die Musen haben jenen furchtbare Strafen zuteil werden lassen, die sich in ihre

1 Lois Banner u. Mary Hartman, Clio's Consciousness Raised: New Perspectives on the History of Women, Sex and Class in Women's History, New York 1974.

2 So Platon über die Tätigkeit der Musen, vgl. Anm. 13.

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

Dinge einzumischen oder sich gar mit ihnen zu messen suchten. Als die Pieriden versuchten, die Musen im Singen auszustechen, wurden sie in Elstern, Enten und anderes krächzende Getier verwandelt. Als die Sirenen behaupteten, besser zu singen, rissen ihnen die Musen Federn aus und machten sich daraus Kronen. Der Spielmann Thamyris wurde geblendet und in den Hades geschickt, weil er damit geprahlt hatte, schöner zu singen als die Musen. Und schließlich hatten sie – nicht ganz so grausam – das letzte Wort, als Prometheus behauptete, dass er und nicht sie die Buchstaben des Alphabets geschaffen habe. Darüber hätte man ja noch streiten können, meinen die Chronisten, „wenn nicht die Musen alle Sagen, einschließlich der des Prometheus, erfunden hätten".[3]

Wir wollten gar nicht so sehr mit Clio in Konkurrenz treten, wir wollten ihr vielmehr nacheifern – obgleich eine solche Identifikation immer eine Spur von Konkurrenz enthält. Wie sie wollten wir erbauliche Geschichten erzählen, deren Bedeutung über ihren wörtlichen Gehalt hinausging und eine tiefere Wahrheit über menschliche Beziehungen enthüllte – in unserem Fall über Geschlecht und Macht. Wie sie wollten wir als legitime Quelle dieser Geschichten anerkannt werden, obwohl es für uns keinen klassischen Mythos gab, der diesen Anspruch autorisiert hätte. Wie sie wollten wir uns schließlich durch die ganze Geschichte bewegen; wir fügten nicht einfach Frauen einem existierenden Kanon von Geschichten hinzu, wir veränderten die Art und Weise, wie diese Geschichten erzählt werden würden. Indem wir uns mit Clio identifizierten, legten wir den doppelten Ansatz unseres feministischen Projektes frei: Wir wollten die Disziplin grundlegend verändern, indem wir Frauen in die Geschichte einschrieben und indem wir den uns zustehenden Platz als Historiker(innen) einnahmen.

In den letzten Jahrzehnten wurden diese beiden Ziele umgesetzt. Natürlich ist das Erreichte nicht perfekt; weder die Frauengeschichte noch die Historikerinnen sind innerhalb des Fachs voll gleichberechtigt, und wir sind weit entfernt davon, alle Geschichten neu geschrieben zu haben. Tatsächlich zeigt die zeitliche und räumliche Ungleichverteilung unserer Ergebnisse, dass noch mehr zu tun ist: In der modernen europäisch-amerikanischen Geschichte ist der Erfolg weitaus größer als in der antiken, mittelalterlichen, frühneuzeitlichen und nicht-westlichen Geschichte; Frauen in das Bild einzufügen, ist sehr viel besser gelungen, als dieses Bild unter *Gender*-Gesichtspunkten neu zu entwerfen. Dennoch: Die Fortschritte sind unbestreitbar. Anders als Clio können wir die nicht bestrafen, die unsere Leistung bestreiten wollen; wir können auch nicht einfach über die Torheit jener Brüder des Prometheus lächeln, die behaupten, die wahren Neuerer zu sein, und die so tun, als wollten wir ihnen etwas nachmachen oder aber wegnehmen – wir werden immer noch wütend. Wir können allerdings auf einen enormen Ertrag an Texten hinweisen, auf eine beeindruckende Präsenz in Institutionen und auf eine beachtliche Zeitschriftenliste – der Rückhalt, den wir inzwischen im öffentlichen Bewusstsein haben, war unvorstellbar, als Banner und Hartman vor fast dreißig Jahren ihr Buch veröffentlichten. Auch wenn wir nicht die Herrschaft über die Geschichte errungen haben, haben wir doch auf einen Teil des Feldes Anspruch erhoben; einst waren wir Eindringlinge, jetzt haben wir legitimen Besitz. Aber Besitz ist für alle, die als Revolutionäre begannen, eine

3 http://eliki.com/portals/fantasy/circle/clio.html und http://homepage.mac.com/cparada/GML/muses.html 13.11.2002. Für den Hinweis danke ich Froma Zeitlin.

ambivalente Errungenschaft. Er ist ein Sieg und ein Ausverkauf zugleich, der Triumph der Kritik und ihre Preisgabe. Das ist schwierig für Feministinnen, die sich – allem Spott zum Trotz, den die Sozialisten im 19. und 20. Jahrhundert über sie ausgossen – dem revolutionären Ziel verschrieben hatten, das Patriarchat zu überwinden, die unterdrückerischen Ketten des Sexismus zu sprengen, Frauen von den sie einengenden Stereotypen zu befreien und sie auf die Bühne der Geschichte zu bringen. Die Durchsetzung wenigstens einiger Veränderungen in den letzten Jahren – ein Prozess, den ich soeben für Historikerinnen als die Inbesitznahme eines Teils des Feldes beschrieben habe – hat für Ambivalenz und Unsicherheit im Blick auf die Zukunft gesorgt. Haben wir gewonnen oder verloren? Hat unser Erfolg uns verändert? Was bewirkt unser Wandel von bekämpften Außenseiterinnen zu anerkannten Insidern in unserer Selbstwahrnehmung? Hat unsere Anwesenheit die Disziplin verändert oder wurden wir schlicht absorbiert? Sollten wir damit zufrieden sein, das zu erhalten und zu reproduzieren, was wir erreicht haben? Oder sollten wir auf neue Herausforderungen reagieren, die womöglich unseren jetzigen Besitzstand bedrohen? Hat Frauengeschichte eine Zukunft oder ist sie Geschichte? Und wie können wir uns diese Zukunft vorstellen? Diese Fragen stellen sich den Women's Studies und dem Feminismus übrigens ebenso wie der Frauengeschichte.

Als die Jahrtausendwende nahte, gab es in den USA zahlreiche Foren, auf denen über die Zukunft spekuliert wurde. Dazu zwei Beispiele: 1997 gab ich ein Spezialheft der Zeitschrift „differences" unter dem Titel „Women's Studies on the Edge"[4] heraus – ein Titel, der an Almodóvars Film „Frauen am Rande des Nervenzusammenbruchs" erinnern sollte. Das war als Scherz gemeint, aber es stellte sich heraus, dass diese Anspielung sehr treffend charakterisierte, wie nervös („edgy") einige von uns werden, wenn sie über die Zukunft nachdenken sollen. 1999 organisierte das „Journal of Women's History" (JWH) einen äußerst gelungenen generationenübergreifenden Austausch zwischen den Amerikanistinnen Anne Firor Scott, Sara Evans, Elizabeth Faue und Susan Cahn (die vier gehören tatsächlich zu drei aufeinander folgenden Generationen: Scott war Evans' Lehrerin, Evans unterrichtete Faue und Cahn).[5] In einer ansonsten reichen und breit gefächerten Diskussion vermieden diese Historikerinnen das Thema Zukunft (obwohl seine Erörterung der erklärte Zweck der Unterhaltung gewesen war). An einer Stelle gestand Anne Scott, dass sie, wenn sie darüber nachdenke, wohin sich Frauengeschichte entwickeln sollte oder könnte, sich fühle, „als renne sie auf eine Wand zu"[6]. Liz Faue meinte, wir sollten „uns Zeit nehmen zu träumen" und Phantasie und Kreativität spielen zu lassen, um aus dieser Sackgasse herauszukommen.[7] Sara Evans aber fasste den Widerwillen, den sie offensichtlich mit den anderen teilte, in einem Seufzer zusammen: „Ach, die Zukunft ... Ich muss sagen, hier wird die Diskussion für mich am gefährlichsten."[8]

4 differences: A journal of Feminist Cultural Studies, 9, 3 (1997).

5 Vgl. Women's History in the New Millenium: A Conversation Across Three Generations, in: Journal of Women's History, 11, 1 (Frühjahr 1999), 9–30 und 11, 2 (Sommer 1999), 199–220.

6 Journal of Women's History, 11, 1 (1999), 29.

7 Vgl. Journal of Women's History, 11, 2 (1999), 211.

8 Journal of Women's History, 11, 2 (1999), 205.

I.

Warum ist die Zukunft einer erfolgreichen Bewegung so schwer in den Blick zu nehmen? In gewisser Weise kennen wir die Antwort schon: Es geht um die Analyse einer sozialen Bewegung. Eine alternde Generation feministischer Wissenschaftlerinnen und Aktivistinnen schaut wehmütig zurück auf ihre wilde Jugend und stellt sich die Frage (allerdings lieber nicht zu laut), ob all die Errungenschaften ihren Preis wert waren. Die Institutionalisierung der Frauengeschichte bedeutet ihr Ende als Bewegung. Unseren Aktivitäten in Forschung und Lehre scheint die politische Schärfe genauso abhanden gekommen zu sein wie ihre Ausrichtung auf etwas Größeres als die persönliche Karriere. Die Gemeinschaft feministischer Wissenschaftlerinnen, deren Lebendigkeit in scharfen Polarisierungen ebenso zum Ausdruck kam wie in gemeinsamen Grundüberzeugungen, scheint sich jetzt aufzulösen. Und zumindest unter Frauengeschichtlerinnen scheint der theoretische und politische Einsatz nicht mehr so bedeutend zu sein: Uneinigkeiten verlaufen nun eher zwischen Personen oder Generationen. Wenn es auch eine Erleichterung ist, dass kein Bedürfnis mehr danach besteht, nächtelang über Strategien zu diskutieren und die eigene Wissenschaftlichkeit und die der Studentinnen gegenüber skeptischen oder feindlichen Kollegen zu verteidigen; wenn es auch ein Vergnügen ist, die Quantität, Qualität und Vielfalt der Arbeiten zu betrachten, die unter dem Label „Frauengeschichte" veröffentlicht werden, so gibt es doch auch ein Gefühl von Verlust. Für viele von uns war es belebend, bekämpft zu werden; es weckte strategische und intellektuelle Kreativität, die in unseren früheren Studienerfahrungen nie gefordert worden war. Wir wollten sein wie Clio, und wir wurden es in subversiver Form: Unser Aktionismus bestätigte unsere Tatkraft. Wir förderten neues Wissen zu Tage, wir überlieferten veränderte Erinnerung, wir entwarfen Geschichten, um uns und die zukünftigen Generationen zu inspirieren – und all das angesichts von Gegnern, die bedrohlicher waren als die Pieriden oder die Sirenen, weil sie die Macht hatten, uns für das zu bestrafen, was sie für unsere Anmaßung oder unsere Verfehlung hielten. Aus Aufständischen sind wir nun selbst zu Verteidigerinnen der Disziplin geworden, und bei einer solchen Veränderung der eigenen Identität ist wohl eine gewisse Enttäuschung unvermeidlich. Es ist eine Sache, die Macht der Disziplin von außen zu kritisieren; es ist eine andere Sache, dazuzugehören und verpflichtet zu sein, etablierte Lehrinhalte zu vermitteln. Diese Art der Lehre versucht natürlich, feministische Geschichte an folgende Generationen von Studierenden weiterzugeben, weist aber die kritischen Infragestellungen, die sie doch einmal ausmachten, oft genug ab.

Während der akademische Feminismus institutionell anerkannt wurde, hat er offensichtlich gleichzeitig seine Nähe zur politischen Bewegung verloren, die ihn inspiriert hat. In den 70er und 80er Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts waren wir der Theorie produzierende Arm einer breiten feministischen Bewegung, die sich radikaler gesellschaftlicher Veränderung verpflichtet fühlte. Während der 90er Jahre dann wurde der schwindende Kontakt zwischen Wissenschaftlerinnen und der Basis heftig angegriffen oder auch schuldbewusst kritisiert, daneben gab es Beschwörungen, Kontakte zu bewahren oder neu zu knüpfen. Aber diese Ansätze haben sich zerschlagen; nicht, wie manchmal behauptet wird, weil feministische Wissenschaftlerinnen sich in Elfenbeintürme zurückgezogen hätten (die Entgegensetzung von akademischem und politischem Feminismus

war schon immer verfehlt), sondern weil sich die politische Bewegung selbst in verschiedene Aktionsbereiche aufsplitterte. Das bedeutet nicht, wie manche Feuilletonisten meinten feststellen zu müssen, dass der Feminismus tot ist. Vielmehr hat die Auseinandersetzung um Status und Bedingungen von Frauen weit mehr Bereiche von Recht und Politik erreicht, als das in der Blütezeit der Bewegung der Fall war, ebenso wie die Frage des „Geschlechts" in Forschungsbereiche vorgedrungen ist, die in den frühen Tagen der *Women's Studies* feminismusresistent gewesen sind.[9]

Punktuelle strategische Aktionen und Allianzen mit anderen Gruppen sind an die Stelle eines kontinuierlichen Kampfes für die als einheitliche Gruppe betrachteten Frauen getreten. Parallel zu dieser Entwicklung zeichnet sich der Verlust einer großen, zielgerichteten Emanzipations-Erzählung ab – einer Erzählung, die es uns erlaubte, uns ein letztes großes Ziel unserer Bemühungen vorzustellen: Wir glaubten, dass Freiheit und Gleichheit die unausweichlichen Ergebnisse menschlicher Kämpfe seien, und dieser Glaube hielt unsere Aktionen zusammen, er machte uns zu Mitgliedern einer fortschrittlichen Bewegung. Wir waren Teil einer Heilsgeschichte.

Obwohl punktuelle und verstreute Aktionen ausgesprochen politischer Natur sind (und für eine jüngere Generation eine sehr vertraute Art zu handeln darstellen), erklärt der Verlust der Kontinuität, die die Vorstellung einer unausweichlich progressiven Geschichte garantiert hatte, warum die ältere Generation solche Schwierigkeiten hat, sich eine Zukunft vorzustellen: Die Älteren halten Diskontinuität für das Gegenteil gesellschaftlichen Fortschritts. (So ist es tatsächlich für diejenigen gewesen, die miterlebten, wie der Faschismus in den 30er Jahren des letzten Jahrhunderts freiheitliche Strukturen in Europa zerstört hat – während jetzt, im Kontext des 21. Jahrhunderts, Diskontinuität mir eher mit radikaler, linker Kritik einherzugehen scheint.)

Ein anderer Aspekt der erfolgreichen Institutionalisierung von Frauengeschichte ist der Verlust jener kritischen Schärfe, die die Außenseiterrolle mit sich bringt. Es gab in den 80er Jahren viele Debatten (vielleicht noch ein bisschen mehr unter Literaturwissenschaftlerinnen als unter Historikerinnen) über die Frage, wozu die Integration letztlich gut sei. War die Abwesenheit von Frauen in den Lehrplänen schlicht eine Lücke, die es zu füllen galt? Oder enthüllte sie etwas Gefährlicheres über die patriarchalische (oder phallozentrische) Organisation von Wissen selbst? Welche Auswirkungen würden *Women's Studies* auf die Universität haben? Würden wir schlicht Informationen liefern, die bislang fehlten, oder würden wir die Natur dessen, was als Wissen galt, verändern? Und standen diese Ziele überhaupt notwendigerweise im Widerspruch zueinander? „Solange Frauenstudien nicht das bestehende Modell Universität in Frage stellen", erklärte Jacques Derrida bei einer Versammlung des Pembroke-Center-Seminars im Jahr 1984, „laufen sie Gefahr, einfach nur eine weitere Zelle im Bienenstock Universität zu sein".[10] Einige bestanden darauf, dass die Anwesenheit von Frauen (in Geschichtsbüchern und in Geschichtsfakultäten, aus denen Frauen üblicherweise ausgeschlossen waren) per defini-

9 Das ist sowohl in den USA als auch international der Fall, am besten sichtbar in der Arbeit der UN-Kommission zur Überwindung aller Formen der Frauendiskriminierung (CEDAW). Vgl. Françoise Gaspard, Les Femmes dans les relations internationales, in: Politique Etrangère, 3-4 (2000), 731–741.

10 Jacques Derrida, Women in the Beehive: A Seminar, in: Alice Jardine u. Paul Smith Hg., Men in Feminism, New York 1987, 189–203, 190.

tionem eine Subversion des Bestehenden bedeute. War nicht das Sichtbarwerden an sich eine Herausforderung für die herrschende Geschichts-Orthodoxie, welche die Abwesenheit von Frauen in Politik und Geschichte aufrechterhielt? Andere unter uns argumentierten, dass das radikale Potential einer „Frauengeschichte" verloren ginge, wenn die Grundannahmen der Disziplin nicht radikal kritisiert würden (zum Beispiel die Annahme, dass das Handeln irgendwie zum Willen der Individuen dazugehört; oder die Nichtbeachtung der Rolle von Sprache für die Konstruktion von Subjekten und ihrer Identität; die mangelnde Reflexion über die implizite Interpretationsmacht von Geschichtsentwürfen). Ich finde es aufschlussreich, dass die einst lebhafte „Reform-oder-Revolution"-Diskussion unter Frauengeschichtlerinnen kaum noch geführt wird. Mit dem Erreichen wenigstens einiger Reformziele sind die beunruhigenden Fragen banaler geworden: Jetzt geht es um Überspezialisierung, Überproduktion und Fragmentierung, die die Einheitlichkeit der Gemeinschaft feministischer Wissenschaftlerinnen unterlaufen und es unmöglich machen, das gesamte Korpus der Frauengeschichte zu meistern. Selbst diejenigen, die eine gemeinsame Lektüre teilen, neigen dazu, eher über die Verdienste einer speziellen Interpretation zu diskutieren, als zu fragen, wie diese das Projekt einer feministischen Kritik voranbringen könnte. Wir sind mit Details von Verwaltungsvorgängen beschäftigt, mit der Einführung und Anpassung von Lehrangeboten oder damit, Studierende vor der Prüfung zu begleiten und sie danach beruflich unterzubringen – und wir stellen uns die Zukunft eher als Fortführung der Gegenwart vor denn als eine Befreiung von ihr.

Ein weiterer Grund für die Schwierigkeit, nach vorne zu blicken, ist der, dass die Universität, deren Teil wir nun sind, selbst größere strukturelle Veränderungen durchläuft. Wir waren Kritikerinnen von außen und sind nun zu Fürsprecherinnen von innen geworden, die versuchen, die Universität – als einen von Fakultäten gelenkten, Dauerstellungen garantierenden, Wissen produzierenden Ort der kritischen Reflexion – zu verteidigen gegenüber denen, die sie reorganisieren wollen und sich dabei an Unternehmensmodellen orientieren, in denen (wie Bill Readings es formuliert hat) „Dienstleistungen gegen eine Gebühr an Kunden verkauft werden"[11]. Das Bedürfnis, den „Ruin" der Universität abzuwenden, macht Feministinnen eher zu Verteidigerinnen des Status quo als zu Akteurinnen von Veränderung. Die Versuchung ist groß, unsere Macht-Analysen dazu zu nutzen, das Erreichte zu stützen, es vor der Erosion durch (Universitäts-)Präsidenten und Verwalter zu schützen, die Ideen als Ware und Wissenschaftler als ihre Verkäufer behandeln, nicht etwa als ihre Erzeuger. Es gibt eine neue Notwendigkeit, mit Kollegen zusammenzuarbeiten, die teilweise einmal unsere Gegner waren, um zu einem gemeinsamen Vorgehen zu kommen und die „Alma Mater", wie wir sie kennen, zu bewahren. In diesem Zusammenhang scheinen Wünsche danach, das ganze Unternehmen einer radikalen Revision zu unterziehen, fehl am Platze oder sogar gefährlich. Stattdessen bewachen wir aufmerksam die Grenzen unseres Feldes, protestieren gegen ungerechte Verteilung von Ressourcen, beäugen wachsam das Vordringen neuer und attraktiverer Forschungsrichtungen auf unser Terrain und sind misstrauisch gegenüber Landvermessern, die womöglich die Karten neu zeichnen könnten, an die wir uns so brav gehalten haben. Unser

11 Bill Readings, The University in Ruins, Cambridge 1996, 32.

Protektionismus bringt uns manchmal sogar so weit, mit den oben erwähnten Verwaltungsleuten zusammenzuarbeiten, die das Leben des Geistes den Marktregeln unterwerfen wollen. Wenn wir tatsächlich eine Zelle im Bienenstock Universität sind, dann ist es mittlerweile unser Anliegen geworden, sowohl die Position dieser Zelle als auch die Gesundheit des gesamten Bienenstocks zu schützen. Die Verteidigung des Status quo (und der humanistischen Prinzipien, die ihm zugrunde liegen) scheint weit wichtiger, als Träumen von radikaler Umgestaltung nachzuhängen. Ich denke, wir sind Zeugen dessen, was Nancy Cott mit Blick auf die Nach-Sufragetten-Zeit „The Grounding of Modern Feminism" genannt hat – der (notwendigerweise mangelhaften) Umsetzung von Idealen und emanzipatorischen Ansprüchen in die Praxis; der Hinnahme dessen, was ist, anstelle des Strebens nach dem, was sein sollte; der Zähmung eines starken Verlangens.[12]

II.

Starkes Verlangen ist ein Geschenk der Musen, eine Art Wahnsinn, der die Herrschaft übernimmt, das Subjekt ansteckt und verändert. Nach Platon ergreift dieser „eine zarte und heilig geschonte Seele aufregend und befeuernd, und in festlichen Gesängen und anderen Werken der Dichtkunst tausend Taten der Urväter ausschmückend bildet sie die Nachkommen. Wer aber ohne diesen Wahnsinn der Musen in den Vorhallen der Dichtkunst sich einfindet, meinend, er könne durch Kunst allein genug ein Dichter werden [hier können wir ersetzen: meinend, sie könne durch Fachwissen allein eine gute Historikerin werden; J.W.S.], ein solcher [eine solche] ist selbst ungeweiht, und auch seine, des Verständigen Dichtung [und auch ihre, der Fachkundigen Geschichtsschreibung], wird von der des [der] Wahnsinnigen verdunkelt."[13]

Unsere sorgfältigen Analysen der strukturellen Ursachen und Folgen von Aufstieg und Fall sozialer Bewegungen lassen nicht viel Raum für göttlichen Wahnsinn (wir sehen nicht, wo er aktiv wird), aber wenn wir mit oder wie Clio arbeiten, müssen wir mit ihm rechnen. Und wenn wir danach suchen, finden wir Beweise dafür, dass er durchaus eine Rolle spielt, wenn es um unsere Fähigkeit geht, die Zukunft zu denken. Immer und immer wieder beschreiben die Historikerinnen im generationenübergreifenden JWH-Gespräch die Anziehung, die die Frauengeschichte auf sie ausübt, in Termini von Leidenschaft, also von durch die Musen hervorgerufener Inspiration und Erregung. Sara Evans spricht von Frauengeschichte als einer „das Leben ergreifenden Leidenschaft"[14]; Liz Faue erzählt davon, wie an der Universität ihre „Leidenschaft"[15] für Frauengeschichte erwacht ist und von der unglaublichen Aufregung, an neuen Worten, Gedanken und Erfahrungen teilzuhaben, „die zu einer wilden Kakophonie zusammengeworfen wurden"[16]; Anne Scott erinnert sich an ein „leidenschaftliches Statement", das sie bei einer Tagung der Organisation amerikani-

12 Vgl. Nancy Cott, The Grounding of Modern Feminism, New Haven 1987.

13 Platon, Phaidros, 245a, zit. nach, Werke in acht Bänden griechisch/deutsch, hg. von Gunther Eigler, übersetzt von Friedrich Schleiermacher und Dietrich Kurz, 5, Darmstadt 1983, 1–193, 65.67.

14 Journal of Women's History, 11, 1 (1999), 11.

15 Journal of Women's History, 11, 1 (1999), 13.

16 Journal of Women's History, 11, 1 (1999), 23.

scher Historiker machte und in dem sie zur Aufmerksamkeit für die aufrief, die traditionelle historische Sichtweisen bislang übersehen hätten[17]; und Susan Cahn berichtet von ihrer „leidenschaftlichen"[18] Arbeit für Feminismus und Geschichte. Sara Evans blickt auf die gegenwärtige Kürzung von festen Universitätsstellen und macht sich Sorgen, dass Studierende „mit einer großen Leidenschaft für Frauengeschichte"[19] durch die Lage am Arbeitsmarkt davon abgehalten werden könnten, ihrer Neigung zu folgen.

Es ist natürlich möglich, dass „Leidenschaft" hier einen etwas mechanistischen, vielleicht sogar moralisierenden Beiklang hat. Aber ich denke, dass der Begriff tatsächlich ein tiefes Gefühl mit einer erotischen Komponente verbindet. Die Welt, die mit der Erwähnung von Leidenschaft heraufbeschworen wird, ist die „weibliche Welt von Liebe und Ritual", die Carroll Smith-Rosenberg 1975 so brillant beschrieben hat. Diese Welt war durch die Begriffe normativer Heterosexualität geprägt und definiert, aber im Grunde war sie homosozial – und genau deswegen begeisternd.[20] Bonnie Anderson („Joyous Greetings")[21] und Leila Rupp („Worlds of Women")[22] haben internationale Frauenbewegungen mit ähnlichen Worten beschrieben. Die Frauengeschichtsforschung ähnelte vor ihrer Institutionalisierung diesen Welten des neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhunderts. All die libidinöse Energie, die sich auf Frauen richtete – als Objekte der Untersuchung, als Subjekte eigener Rechte, als Studentinnen, Kolleginnen, Freundinnen – und die durch die Aufregung des Verbotenen noch gesteigert wurde: Wir verlangten mutig das bis dahin verweigerte Recht, das Feld der Geschichte zu betreten! Männer waren anwesend, sicher: als Ziele von Wut, als Machthaber, deren Widerstand oder Gleichgültigkeit überwunden werden musste; für die Erfahrung der Frauenbewegung aber waren sie irrelevant. Männer waren der Feind, gegen den unsere politische und emotionale Gemeinschaft sich definierte.

Die Schwierigkeiten, die wir jetzt damit haben, über die Zukunft nachzudenken, sind für mich zum Teil Symptome der Melancholie, sie zeigen den Unwillen, das gefühlsmäßig hoch aufgeladene Bild der homosozialen Welt, die wir verloren haben, loszulassen, oder sogar den Unwillen, diesen Verlust überhaupt anzuerkennen. Melancholiker wollen das Rad der Zeit zurückdrehen und weiter so leben wie zuvor. Melancholie, so sagt uns Freud, ist eine „Reaktion auf den Verlust einer geliebten Person, einer an ihre Stelle gerückten Abstraktion wie Vaterland, Freiheit, ein Ideal usw".[23] Im Unterschied zur Trauer, die sich bewusst auf das Verlorene richtet, ist Melancholie ein unbewusster Prozess; das verlorene Objekt wird nicht als solches verstanden. Stattdessen identifiziert sich die Melancholikerin mit dem verlorenen Objekt und richtet ihren Kummer und ihre Wut auf sich

17 Journal of Women's History, 11, 1 (1999), 19.

18 Journal of Women's History, 11, 1 (1999), 15.

19 Journal of Women's History, 11, 2 (1999), 214.

20 Vgl. Carroll Smith-Rosenberg, The Female World of Love and Ritual: Relations Between Women in Nineteenth-Century America, in: Signs 1, 1 (Herbst 1975), 1–29.

21 Bonnie Anderson, Joyous Greetings: The First International Women's Movement 1830–1860, New York 2000.

22 Leila Rupp, Worlds of Women: The Making of an International Women's Movement, Princeton 1997.

23 Sigmund Freud, Trauer und Melancholie, in: ders., Studienausgabe, 3 (Psychologie des Unbewussten), Frankfurt a. M. 1975[8], 193–212, 197.

selbst. Für die Melancholikerin fiel „der Schatten des Objekts ... auf das Ich, welches nun ... wie das verlassene Objekt selbst beurteilt werden konnte".[24] Dieses Urteil ist hart, der normale Prozess, in dem sexuelle Energie (Libido) auf ein anderes Objekt gerichtet wird, ist unterbrochen. Ganz auf sich bezogen, weilt die Melancholikerin nur in der Vergangenheit. Die Fähigkeit, an die Zukunft zu denken, setzt die Bereitschaft voraus, sich von dem verlorenen Objekt zu trennen, den Verlust anzuerkennen und ein neues Objekt leidenschaftlicher Bindung zu finden.[25]

Es ist keine Frage, dass mit dem Erwachsenwerden der Frauengeschichte die Leidenschaft, mit der für ihre Legitimation gekämpft wurde, an Intensität verloren hat. Wie viel auch immer auf diesem ungleich entwickelten Feld zu tun bleibt – unsere Arbeit wird nicht mehr von jener Erregung getragen, die die frühen Entdeckungen auslösten. Denn erstens ist die Welt der Geschichts-Fakultäten (wie die der Universität überhaupt) heterosozial (auch wenn *Women's Studies*-Programme homosozial bleiben): Unsere Welt ist nicht mehr ausschließlich weiblich. Zweitens hat die Erweiterung des Arbeitsfeldes einige bemerkenswerte Neuerungen mit sich gebracht. Wir haben nicht nur in den 1980ern die Kritik von Frauen ethnischer Minderheiten, von Frauen aus der so genannten Dritten Welt und von Lesben beherzigt und Unterschiede zwischen Frauen als axiomatischen Ausgangspunkt verstanden; wir haben unsere Theorie weiterentwickelt und nach und nach „die Frauen" als Forschungsgegenstand durch „das Geschlecht" ersetzt. Die Erkenntnisse, die wir so gewinnen, sind nicht länger auf Frauen als einheitliche Kategorie gerichtet. Dadurch ist die wohltuende Geschlossenheit der Bewegung – Frauen waren Subjekte und Objekte ihrer eigenen Geschichte – verschwunden (wenn sie denn je wirklich existiert hat: Ich werde weiter unten ausführen, dass diese Geschlossenheit in weiten Teilen nachträglich, in melancholischer Nostalgie, eingeführt wurde).[26]

An einem Punkt im JWH-Gespräch benutzte Liz Faue eine Metapher aus der Arbeitswelt, um die veränderte Praxis in der Frauengeschichte der letzten Jahrzehnte zu beschreiben. Eine Generation von Handwerkerinnen und ihre Lehrlinge hätten kunstvoll Geschichten geschaffen, „die politisch und methodisch fundiert waren"[27]. Sie erfuhren dann Konkurrenz von Seiten „anderer Historiker", die, entweder dem Feminismus weniger verbunden oder im Besitz von „heißer Theorie" (oder beides), den Markt mit minderwertiger Massenware überschwemmten. Obwohl die Handwerkerinnen auch weiterhin Produkte von hoher Qualität herstellten, war es schwer, sie von dem billigen Zeug zu unterscheiden. Und so verlor das ganze Unternehmen an Wert. Liz Faues Kolleginnen verwarfen diese Metapher als ungeeignet (Susan Cahn bemerkt, dass es „sicher auch nicht wenig ‚schlechte' Geschichte gab, die in alter Handwerkstradition hergestellt wurde"[28]), und Liz lag die Sache nicht genug am Herzen, um sie zu verteidigen. (Ein wirklich sympathischer Aspekt der JWH-Auseinandersetzung, den die E-Mail-Technologie ermöglicht, ist ihr informeller Charakter und die Bereitschaft der Teilnehmenden, undogmatisch, suchend und

24 Freud, Trauer, wie Anm. 23, 203.

25 Vgl. Judith Butler, Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt a. M. 1991, 93–104.

26 Eine prägnante Analyse des gegenwärtigen Zustands der *Women's Studies* findet sich bei Wendy Brown, Women's Studies Unbound: Revolution, Mourning, Politics, in: parallax, 9, 2 (2003), 3–16.

27 Journal of Women's History, 11, 2 (1999), 210.

28 Journal of Women's History, 11, 2 (1999), 215.

offen zu sein.) Ich finde den Rückgriff auf das Modell der Proletarisierung aufschlussreich – nicht weil dieses für das Feld der Frauengeschichte besonders geeignet ist (wenn überhaupt etwas, dann sind es wohl Theorien sozialer Bewegungen und nicht Veränderungen der Arbeitswelt, die relevante Vergleiche ermöglichen), sondern weil Proletarisierung ein immer wiederkehrendes Thema ist, das von den Arbeitern im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert ebenso verwendet wurde wie von den Arbeiterhistorikern, wenn sie die „verlorene Welt" der vorkapitalistischen Zeit betrauern wollten. In Liz Faues Lesart artikuliert das Bild der Proletarisierung einen gefühlsmäßigen Verlust in vertrauteren (und zugleich distanzierenderen) wirtschaftlichen Termini. Ich denke, es ist – zumindest zum Teil – die Unfähigkeit, einen solchen Verlust offen anzuerkennen (stattdessen werden die Frauen, die Frauengeschichte machten, leidenschaftlich idealisiert), die es so schwer macht, „durch den Vorhang zu schauen, der die Zukunft vor der Gegenwart verbirgt"[29].

III.

Dieser „Vorhang, der die Zukunft verbirgt", ist Freuds „Schatten des Objekts" – die Melancholie. Ich glaube, wir haben etwas durcheinander gebracht, als wir „die Frauen" für die Quelle unserer Leidenschaft hielten und nicht die Aufregung angesichts des Neuen und Unbekannten. Was, wenn unser Glaube, genau zu wissen, was Frauengeschichte ist, jenen göttlichen Wahnsinn blockiert, jene inspirierte Erregung, die genau genommen eine Begegnung mit dem Unbekannten ist? Was, wenn wir die Geschichte der Feministinnen neu schrieben als eine Geschichte der wandernden kritischen Leidenschaft, die metonymisch[30] an einer Kette benachbarter Gegenstände entlangstreift, für eine Weile an einem unerwarteten Ort anhält, eine Aufgabe erfüllt und dann weitergeht? Ich meine mit dem Terminus „Geschichte der Feministinnen" („Feminism's History") hier nicht nur die Geschichte der feministischen Aktionen und Ideen und die Geschichte, die von Feministinnen geschrieben wird, sondern ich spiele auch auf die umgangssprachliche Verwendung des Wortes an – im Stil von „Nun, Sie wissen ja, diese Frau hat eine Geschichte ...".

Mindestens seit dem achtzehnten Jahrhundert hat der Feminismus die Geschichte in verschiedenen Zeiten auf verschiedene Weise als kritische Waffe im Kampf um die Frauenemanzipation benutzt. Die Geschichte der Feministinnen zeigt an beispielhaften Fällen der Vergangenheit, wie angemessen es ist, dass Frauen dieselben Tätigkeiten ausführen wie Männer (in Bezug auf Lohnarbeit, Bildung, Staatsbürgerschaft und Herrschaft). Die Geschichte der Feministinnen hat Heldinnen zum Nacheifern bereitgestellt und Ahnen-

29 Journal of Women's History, 11, 2 (1999), 211.

30 Als linguistischer Terminus meint „Metonymie" den Gebrauch eines Wortes für einen verwandten Begriff (etwa „Haus" für „Familie"). Im vorliegenden Text wird der Terminus im Kontext der Lacan'schen Psychoanalyse gebraucht. Für Jacques Lacan ist die Metonymie eine Art des kulturell vorgeprägten Assoziierens: Durch die Verwendung stellvertretender Begriffe wird versucht, sich dem Objekt des Begehrens wieder anzunähern, das bei der Transformation von Begehren in Sprache verloren ging. Vgl. hierzu Joël Dor, Introduction to the Reading of Lacan. The Unconscious Structured like a Language, Northvak/London 1997, bes. 117ff (Anmerkung der Übersetzerin).

reihen für zeitgenössische Aktivistinnen, die so zu Mitgliedern fiktiver Familien werden, die Geschichte schrieben. Sie hat Geschichten entlarvt, die als Instrumente patriarchalischer Macht den Ausschluss von Frauen zur Naturgegebenheit erklärten. Und sie hat neue Geschichten geschrieben, die das Märchen von der weiblichen Passivität widerlegen und sich der Tilgung von Frauen aus den Schriften und Bildern, die das kollektive Gedächtnis prägen, widersetzen. Sie hat nicht nur stereotype Darstellungen der „Frau" angefochten, sie hat auch auf tief greifenden Unterschieden zwischen „Frauen" bestanden. Und sie hat eine große Zahl von Allianzen hervorgebracht, die verschiedene Aspekte von Macht mit dem Ziel in den Blick nahmen, sie ihrem Ende näher zu bringen. Die Geschichte der Feministinnen ist sowohl eine Ansammlung von Frauenerfahrungen als auch ein Protokoll der verschiedenen Strategien, die angewandt wurden, um die Sache der Frauen voranzubringen. Natürlich kann sie für sich selbst stehen; aber am besten versteht man sie als doppelt subversiv-kritisches Engagement: kritisch gegenüber den vorherrschenden Geschlechtercodes und gegenüber den Konventionen und Regeln der Geschichtsschreibung (die seit der Herausbildung der Geschichte als Disziplin im späten neunzehnten Jahrhundert gelten). Die Geschichte der Feministinnen war eine wechselhafte, wandelbare Bemühung; ein flexibles strategisches Instrument ohne orthodoxe Vorgaben. Wissen über die Vergangenheit hervorzubringen, war zwar wichtig, aber kein Selbstzweck. Dieses Projekt hat vielmehr (in bestimmten Momenten – und nicht immer im Dienst einer organisierten politischen Bewegung) die grundlegenden Elemente für ein kritisches Handeln geliefert, das mit Hilfe der Vergangenheit die Gewissheiten der Gegenwart aufbricht und auf diese Weise den Weg dafür frei macht, eine andere Zukunft zu denken. Dieses kritische Handeln ist die Dynamik, die den Feminismus voranbringt; in Begriffen von Jacques Lacan kommt in ihm ein Begehren zum Ausdruck, das nicht durch ein einzelnes Objekt gestillt werden kann, das vielmehr ständig unter Druck steht, immer auf der Suche nach flüchtiger Erfüllung (flüchtig, weil das Erreichen des utopischen Ziels, die sexuelle Differenz überhaupt abzuschaffen, den Tod des Feminismus bedeuten würde).[31]

Begehren, so sagt uns Lacan, wird durch Mangel hervorgerufen und von Unzufriedenheit beherrscht; es ist „unbefriedigt, unmöglich, verkannt".[32] Seine Existenz zeigt das Ungenügen jeder endgültigen Fixierung: Es wird immer noch mehr erwartet. Begehren bewegt sich metonymisch; Beziehungen unter seinen Objekten sind dadurch charakterisiert, dass sie sich an unerwarteten Stellen berühren. Die Bewegungen verlaufen seitwärts; und sie verlaufen nicht nur in eine Richtung. Wir könnten sagen, dass im Feminismus das Begehren von einer Fähigkeit zur Kritik angetrieben wird, oder, besser noch, diese selber ist: Das Begehren ist eine Form der Kritik. Kritik – wie die deutschen Philosophen (Kant, Hegel, Marx, die Frankfurter Schule) sie definiert haben – ist ähnlich unzufrieden, unbewusst, leidenschaftlich. Auch wenn ihre Formulierungen rational sind, so sind ihre Motivationen doch nicht völlig bekannt. Wendy Brown und Janet Halley be-

31 Vgl. Jacques Lacan, Subversion des Subjekts und die Dialektik des Begehrens im Freudschen Unbewussten, in: ders., Schriften, hg. von Norbert Haas, 2, Olten/Freiburg i. Br. 1975, 165–204. Vgl. auch den Eintrag „Desire" in: Dylan Evans, An Introductory Dictionary of Lacanian Psychoanalysis, London 1996, 37.

32 Vgl. Jacques Lacan, Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse, Olten/Freiburg i. Br. 1980², 161.

schreiben Kritik als „ein störendes, verunsicherndes, bisweilen zerstörerisches Unterfangen des Wissens": „In ihrem Beharren darauf, dass alles menschliche Tun für Kritik zugänglich sein muss, also für die Möglichkeit, durch die Prüfung seiner grundlegenden Voraussetzungen neu gedacht zu werden, ist die kritische Arbeit potentiell ohne Grenze oder Ende." [33] Objekte der Kritik sind die Formen und Ausdrucksweisen von Ideologie und Macht (die Wahrheiten, die ihnen zu Grunde liegen, ihre Axiome), und diese sind so verschieden und unvorhersehbar wie die Objekte des Begehrens. Nach Brown und Halley ist Kritik (wie Begehren) ein Streben; „sie verkörpert einen Willen zu wissen", dessen Umsetzung Vergnügen bereitet – das Vergnügen, das bei der Betrachtung des Unbekannten entsteht: „Denn Kritik riskiert die Öffnung neuer Denkwege und politischer Möglichkeiten, und sie kann auch die Möglichkeit enormen Vergnügens bieten – politisch, intellektuell, ethisch." Dass dieses Vergnügen („pleasure") nicht einfach ein gutes Gefühl, sondern Leidenschaft ist, zeigen Formulierungen wie die vom „ansteckenden Geist", von „Euphorie" und vom „Vergnügen als zentraler Quelle politischer Motivation".[34]

Wenn der Feminismus als ruheloses kritisches Handeln, als Bewegung des Begehrens, verstanden wird, wird er von seinen Ursprüngen in den teleologischen Entwürfen der Aufklärung und vom utopischen Versprechen vollständiger Emanzipation losgelöst. Dabei wird jedoch nicht davon ausgegangen, dass dieses Begehren außerhalb der Zeit steht; es ist ein sich veränderndes historisches Phänomen, das sich durch seine Ortswechsel definiert. Der Feminismus entstand im Kontext der Verkündung universaler Gleichheit durch die liberale Demokratie und wurde im Widerspruch, ja als Widerspruch dazu formuliert – nicht nur in der politischen Arena, sondern in den meisten Bereichen des wirtschaftlichen und sozialen Lebens. Trotz mancher Veränderungen in Theorie und Praxis der liberalen Demokratie bleibt deren diskursive Hegemonie bestehen, und der Feminismus bleibt einer ihrer Widersprüche. Indem er auf sich selbst als Widerspruch aufmerksam gemacht hat, hat der Feminismus die Mechanismen in Frage gestellt, die sich der Geschlechterdifferenzen bedient haben, um Machtbeziehungen zu organisieren. Die historische Besonderheit des Feminismus liegt in der Tatsache, dass er in den und zugleich gegen die vorherrschenden Grundannahmen seiner Zeit arbeitet. Seine kritische Kraft kommt daher, dass er auf die Widersprüche in Systemen hinweist, die vorgeben, ohne Widersprüche zu sein (im Republikanismus, der Frauen von der Bürgerschaft ausschließt; in der politischen Ökonomie, die die niedrigeren Löhne von Frauen aus einem biologisch bedingten geringeren Wert als Arbeitskräfte ableitet; in der Medizin, für die sexuelles Begehren nicht mehr ist als der natürliche Imperativ der Fortpflanzung; in Frauenbewegungen, die ausgrenzen, obwohl sie für die universelle Emanzipation kämpfen), und dass er die Gültigkeit von Kategorien in Frage stellt, die als Grundlagen sozialer Organisation gelten („die Familie", „das Individuum", „der Arbeiter", „männlich", „weiblich", „Mann", „Frau").[35]

Beispiel einer kritischen Intervention des Feminismus aus unserer Epoche ist die Beziehung der Frauengeschichte zur Sozialgeschichte. Oft wird behauptet, dass die Frau-

33 Wendy Brown u. Janet Halley Hg., Left Legalism/Left Critique, Durham 2002, 28, 26.

34 Brown/Halley, Legalism, wie Anm. 33, 30, 29, 32.

35 Vgl. Joan W. Scott, Only Paradoxes to Offer: French Feminists and the Rights of Man, Cambridge 1996.

engeschichte als Folge der erfolgreichen Etablierung der Sozialgeschichte akzeptiert werden konnte: Die Betonung des Alltagslebens, der gewöhnlichen Leute, des kollektiven Handelns muss unausweichlich Frauen als Gruppe in die Forschung mit einschließen. Ich würde es anders sehen. Es ist überhaupt nichts Unausweichliches an dieser Verknüpfung von Frauen- und Sozialgeschichte. Es war eher so, dass Feministinnen mit der Terminologie, aber gegen den Strich des Behaviorismus und des neuen linken Marxismus behaupteten, dass für Sozialhistoriker Frauen ein unumgänglicher Forschungsgegenstand sein müssten. Wenn sie übersehen würden, gingen Schlüsseleinsichten in die Konstruktion von „Klasse" verloren. Während männliche Historiker die demokratischen Impulse der entstehenden Arbeiterklasse feierten, wiesen Frauengeschichtlerinnen auf deren Geschlechterhierarchie hin. Wir bemängelten nicht nur die Abwesenheit von Frauen in der Geschichte der Arbeit – das taten wir natürlich auch (wir zeigten, dass „Arbeiter" ein ausschließender Begriff war; dass Frauen gut und nicht nur billig arbeiteten; dass Frauen Streiks ausriefen und Gewerkschaften organisierten und nicht nur weibliche Hilfstruppen waren) –, wir analysierten aber außerdem kritisch, wie Arbeiterhistoriker den Machismo der Gewerkschaftler reproduziert hatten. Das funktionierte nicht immer gut, tatsächlich fanden (und finden) sich Feministinnen bei Treffen der Arbeiterhistoriker im Abseits wieder. Aber es entstand ein gewisses Gefühl der aufregenden Entdeckung, als wir versuchten, unsere Kollegen auf unbekanntes Terrain zu führen. In diesem Prozess brachten wir einige von ihnen dazu zu untersuchen, wie das Geschlecht die Identität von Männern als Arbeitern und Mitgliedern einer Arbeiterklasse konsolidierte und wie „Natur" benutzt wurde, um nicht nur die unterschiedliche Behandlung von männlichen und weiblichen Arbeitskräften zu rechtfertigen, sondern auch Familien- und Beschäftigungsstrukturen daraus abzuleiten.

In der Arbeitergeschichte (wie in anderen Bereichen des Fachs – von der Diplomatie- bis zur Kulturgeschichte), so kommentiert Liz Faue, habe die Frauengeschichte das Terrain der anderen Historiker „unvertraut gemacht" („defamiliarized")[36]. Die Beschreibung trifft es genau: Die für selbstverständlich gehaltenen Bedeutungen, die Begriffe, mit denen Historiker die Vergangenheit erklärt hatten, die Listen der angeblich geeigneten Themen für historische Forschung – all das wurde in Frage gestellt und als weniger (all)umfassend oder objektiv entlarvt, als bis dato geglaubt worden war. Was einst undenkbar war – dass *Gender* ein hilfreiches Werkzeug historischer Analyse sein könnte – ist denkbar geworden. Aber das ist nicht das Ende der Geschichte. Jetzt, wo *Gender* eine anerkannte Kategorie der Disziplin geworden ist, wird diese von einer neuen Welle von Feministinnen und anderen kritisch hinterfragt, die zu Recht darauf hinweisen, dass diese Kategorie nur eine von verschiedenen gleich wichtigen Achsen der Differenz ist. Das Geschlecht umfasst nicht Rasse, Ethnie, Nationalität oder Sexualität; diese Zuschreibungen von Identität spielen auf eine Art und Weise ineinander, die näher erklärt werden muss. Wenn wir unsere Sicht auf die sexuelle Differenz verengen, werden wir blind für die komplexen Mechanismen, durch die Differenzen Machtbeziehungen strukturieren. Das neuerdings gesicherte Terrain von Frauen- und Geschlechtergeschichte wird nun seinerseits unvertraut gemacht, indem *Queer Studies,* postkoloniale und ethnische Forschungsansätze

36 Journal of Women's History, 11, 2 (1999), 205.

(um nur einige zu nennen) uns herausfordern, die Grenzen unseres Wissens zu erweitern und metonymisch in benachbarte Gebiete zu gleiten (oder zu springen?). Einigen scheint es verfrüht auszubrechen, bevor wir unsere Gewinne ganz gesichert haben, aber das ist der falsche Ausgangspunkt, wenn wir über die Geschichte der Feministinnen nachdenken. Das Bestreben danach, Bekanntes zu reproduzieren, ist zutiefst konservativ, ob es nun von traditionellen Politik-Historikern kommt oder von Frauengeschichtlerinnen. Was die Geschichte der Feministinnen so aufregend macht – und gemacht hat – ist gerade ihre radikale Weigerung, sesshaft zu werden oder sich wenigstens in einer halbwegs passablen Unterkunft häuslich einzurichten.

IV.

Melancholie beruht auf der Phantasie von einem Zuhause, das nie wirklich eines gewesen ist. Unsere Idealisierung des intensiv politischen, frauen-orientierten Moments der jüngeren feministischen Geschichte und unser Wunsch, es zu bewahren (der sich darin ausdrückt, dass wir von diesem Moment als von der Essenz der Frauengeschichte sprechen), haben uns daran gehindert zu erkennen, welche Erregung und wie viel Energie die kritische Auseinandersetzung hervorbrachte. Kritik war – und ist – das definierende Charakteristikum des Feminismus. Feministische Geschichte war nie vorrangig damit beschäftigt, die Erfahrungen von Frauen in der Vergangenheit zu dokumentieren, auch wenn dies das sichtbarste Mittel war, mit dem wir unser Ziel verfolgt haben. Der Anlass dafür, in die Vergangenheit zu blicken, war der Wunsch, die Gegenwart zu destabilisieren, die patriarchalischen Institutionen und Denkweisen, die sich selbst als naturgegeben legitimierten, zu hinterfragen und das Undenkbare zu denken (*sex* von *gender* zu trennen, zum Beispiel). In den 70er und 80er Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts war die Frauengeschichte Teil einer Bewegung, die die Identität von Frauen als politischen Subjekten stärkte; diese Bewegung erschloss den Frauen viele Bereiche der Gesellschaft und erreichte eine ungeahnte öffentliche Sichtbarkeit und vielleicht sogar einigen Erfolg. Das „Equal Rights Amendment"[37] kam zwar nicht durch, andere Anti-Diskriminierungs-Maßnahmen aber schon. „Title IX"[38] hatte eine enorme Wirkung, wie auch die „Affirmative Action" und Kampagnen für die Benennung und Bestrafung sexueller Belästigung. Das Patriarchat ist nicht gefallen, Geschlechterhierarchien bestehen fort, und der „backlash" ist offensichtlich (die Evolutions-Biologie ist ihre neueste Erscheinungsform), aber den Frauen (vor allem den weißen, berufstätigen Mittelklasse-Frauen) wurden viele Barrieren aus dem Weg geräumt. Die Vereinten Nationen haben öffentlich die Anerkennung der

37 Seit 1923 kämpfen US-amerikanische Frauengruppen um die Ergänzung der Verfassung durch ein Amendment, dessen erster Absatz lauten soll: „Die Gleichberechtigung vor dem Gesetz darf weder durch die Vereinigten Staaten noch durch einen Bundesstaat wegen des Geschlechts verweigert oder eingeschränkt werden" (Anmerkung der Übersetzerin).

38 1972 fügte der US-Kongress den Erziehungsgesetzen folgenden Absatz als „Title IX" hinzu: „Keine Person in den Vereinigten Staaten soll aufgrund ihres Geschlechts von der Teilnahme an einem bundesstaatlich geförderten Programm oder einer Aktivität ausgeschlossen werden, nicht davon profitieren können noch dabei einer Diskriminierung ausgesetzt sein" (Anmerkung der Übersetzerin).

Frauenrechte als Menschenrechte gefordert. Die Position von Frauen als Subjekte der Geschichte, als Produzentinnen historischen Wissens, als Subjekte von Politik scheint durchgesetzt – zumindest im Prinzip, wenn auch nicht immer in der Praxis.

Die öffentliche Anerkennung der Identität von Frauen als politischen Subjekten hat es überflüssig gemacht, die historische Konstruktion dieser Identität zu betonen: nichts Neues gab es auf diesem Gebiet mehr zu erstreiten. Geschichten, die die Täterschaft von Frauen unterstreichen sollten, schienen allmählich vorhersagbar und redundant: noch mehr gesammelte Information, die etwas beweisen sollte, was schon lange bekannt war. Mehr noch, die Identitätspolitik nahm in den letzten Jahrzehnten des zwanzigsten Jahrhunderts eine melancholische, konservative Wende (wie es Wendy Brown so überzeugend dargestellt hat).[39] Opfer und ihre Verletzungen rückten in den Vordergrund, und obwohl eine Menge Energie dafür investiert wurde, inspiriert die Situation von Frauen als Opfern weder kreative Politik noch Geschichte. Zunehmend schwierig wurde es außerdem, Unterschiede zwischen Frauen unter einer Kategorie zusammenzufassen, selbst wenn diese im Plural stand. Die Kategorie „Frauen" (wie auch immer beschrieben) schien zu sehr eine Universalisierung weißer, westlicher, heterosexueller Frauen, sie alleine war nicht dazu in der Lage, den Ansprüchen gerecht zu werden, die die Beachtung der Differenzen zwischen Frauen nach sich zog. Die Entstehung neuer politischer Bewegungen schien eine neue Art politischer Subjekte zu erfordern; singuläre Identitäten funktionierten nicht mehr wie früher, als es um die Bildung vielseitiger und beweglicher strategischer Bündnisse ging. Feministinnen einer neuen Generation richteten ihren kritischen Blick auf die Konstruktion von Identität selbst als einen historischen Prozess. Sie versuchten, moderne Identitätsbehauptungen zu verfremden, indem sie die Komplexität der Identität von „Frauen" betonten, die nicht ausschließlich aus *Gender* bestehe. Wenn aber Rasse, Sexualität, Ethnizität und Nationalität gleichbedeutende Rollen für die Definition von „Frauen" spielen, ist *Gender* keine ausreichende Kategorie der Analyse mehr.

Wenn ich die Geschichte so erzähle, setze ich eine gradlinige Entwicklung voraus – was tatsächlich nicht zutrifft. Wir haben uns nicht geschlossen von „Identität" über *Gender* zu einer Kritik der Subjektbildung vorangearbeitet. Die Geschichte der Feministinnen jener Jahre ist nicht die Geschichte einer vereinten Attacke (also die einer Clio, die die *Gender*-Waffe schwingt, das Lied der Frauen auf den Lippen). Auch während es darum ging, die Identität von „Frauen" zu sichern, auch in der Zeit, als Frauen das zentrale Objekt unserer Forschung schienen, gab es kritische und widersprechende Stimmen, die auf die Grenzen von „Frauen" und *Gender* hinwiesen, andere Gegenstände einführten und andere Theorien entwarfen, wie die historischen Bedeutungen der Geschlechterdifferenz zu betrachten wären. So hat Gayle Rubin 1975 den Weg (unter anderem) dafür frei gemacht, die normative Heterosexualität neu zu denken und in einen historischen Kontext zu stellen.[40] Natalie Davis ermahnte uns 1976, nicht über Frauen, sondern über *Gender*-Gruppen zu forschen, und lehnte reduzierende Lesarten von Männlichkeits- und Weiblichkeitssymbolen ab, indem sie uns an die vielfältigen und komplexen historischen

39 Wendy Brown, States of Inquiry: Power and Freedom in Late Modernity, Princeton 1995.

40 Vgl. Gayle Rubin, The Traffic in Women: Notes on the „Political Economy" of Sex, zuletzt in: Joan W. Scott, Feminism and History, Oxford Readings in Feminism, Oxford 1996, 105–151.

Bedeutungen dieser Kategorien erinnerte.[41] Die „IX. Barnard Conference on the Scholar and the Feminist" im Jahr 1982 wurde von Debatten über die Frage zerrissen, ob Sexualität ein Ort der Lust oder der Gefahr sei.[42] Denise Riley legte 1988 nahe, dass auf der Kategorie „Frauen" keine Theorie gründen könne, da sie historisch gewachsen sei.[43] Ann Snitow betonte 1989, dass der Feminismus durch die unversöhnlichen Bestrebungen nach Gleichheit und Differenz gespalten werde.[44] Evelyn Brooks Higginbotham wollte den totalisierenden Effekten der simplen Gegenüberstellung von weißen und schwarzen Frauen entkommen und entwarf 1992 die Theorie der „Metasprache der Rasse". Sie schrieb: „Wenn sie die Rasse als unstabile, veränderliche und strategische Konstruktion anerkennen, müssen sich feministische Wissenschaftlerinnen neuen Herausforderungen stellen. Es geht darum, viele der Annahmen, die der afroamerikanischen Geschichte und der Frauengeschichte landläufig zugrunde gelegt werden, zu durchdringen und aufzubrechen. Wir müssen viel mehr von dem in Frage stellen, was wir bisher für selbstverständlich hielten. Wir müssen ans Tageslicht und in einen Zusammenhang bringen, dass wir immer in der Geschichte und bis heute die eine und die vielen waren."[45] Afsaneh Najmabadi erklärte 1997 ihre „gar nicht so versteckte Freude daran, nicht in der Lage oder willens zu sein, mich durch [wiedererkennbare Identitätsbestimmungen; J.W.S.] auszuweisen, und seien sie auch noch so hybridisiert", und tatsächlich brach sie diese Bestimmungen in ihrer Arbeit über *Gender* und die Entstehung der Nation im Iran auf.[46]

Ich liefere diese Beispiele samt Daten nicht, um einen gemeinschaftlichen Prozess nachzuzeichnen, in dessen Verlauf unsere Arbeit klüger oder raffinierter geworden wäre. Genau das Gegenteil ist der Fall. Die im Mainstream und in der feministischen Arbeit vorherrschenden Kategorien werden ständig kritisch hinterfragt; die Ausrichtung dieser Kritik ändert sich dauernd (das meinte ich, wenn ich oben vom „metonymischen Entlangstreifen" gesprochen habe). Tatsächlich haben in diesem bunten Forschungs-Tumult (Liz Faues „wilder Kakophonie") die Objekte sich oft überschnitten und parallel existiert (zum Beispiel: Sexualität, Rasse, Männlichkeits- und Weiblichkeitssymbole, sich ändernde Repräsentationen und Anwendungen der Geschlechter- und Rassendifferenz, die Schnittpunkte von Rasse, Ethnizität und Geschlecht im Entstehen von Nationen). Diese kritische Aktivität – das schonungslose Hinterfragen des für selbstverständlich Gehaltenen – bringt uns immer wieder woanders hin, von einem Gegenstand zum andern, von der Gegenwart in die Zukunft. Wer behauptet, „Frauen" seien das einzige Subjekt und Objekt feministischer Geschichte (und seien es immer gewesen und müssten es bleiben), erzählt

41 Vgl. Natalie Davis, „Women's History" in Transition: The European Case, in: Scott, Feminism, wie Anm. 40, 79–104.

42 Die Beiträge der Konferenz sind veröffentlicht in: Carole S. Vance Hg., Pleasure and Danger. Exploring Female Sexuality, Boston 1984.

43 Vgl. Denise Riley, Am I That Name? Feminism and The Category of „Women" in History, London 1988.

44 Vgl. Ann Snitow, A Gender Diary, in: Marianne Hirsch u. Evelyn Fox Keller Hg., Conflicts in Feminism, London 1990, 9–43.

45 Evelyn Brooks Higginbotham, African-American Women's History and the Metalanguage of Race, in: Scott, Feminism, wie Anm. 40, 202.

46 Vgl. Afsaneh Najmabadi, Teaching an Research in Unavailable Intersections, in: differences, wie Anm. 4, 65–75, 76.

eine höchst selektive Geschichte, die jene Dynamik verschleiert, die es alleine möglich macht, die Zukunft zu denken. Natürlich gab es große Anstrengungen, die Grenzen zu wahren, und diese selektiven Geschichten gehören dazu. Aber sie haben nicht viel gebracht: Ohne auf die gebrochenen Herzen zu achten, die es zurücklässt, bewegt sich das feministische kritische Begehren vorwärts. Das ist kein Betrug und keine Flucht, sondern ein Sieg; so bleibt die Leidenschaft des feministisch-kritischen Geistes am Leben.

V.

Ich habe dargelegt, dass die hauptsächliche Bedeutung der feministischen Geschichtsschreibung nicht darin besteht, Frauen zu Subjekten gemacht zu haben, sondern die Mittel und die Auswirkungen dieser Subjektwerdung in ihrem Wandel durch die Zeiten und Umstände kritisch zu erforschen. Sich mit einer Identität zufrieden zu geben – selbst wenn wir an ihrer Formung beteiligt waren – bedeutet, die kritische Arbeit einzustellen. Das gilt für unsere Identität als Historikerinnen ebenso wie für die als Feministinnen; nachdem wir Zugang zum Berufsstand erlangt haben, indem wir die politischen Strategien, die diese Disziplin zusammenhalten, bloßgelegt haben, geht es jetzt nicht an, sich niederzulassen und die bestehenden Regeln durchzusetzen, selbst wenn wir einige von ihnen mit geschaffen haben. Dabei geht es nicht um anarchistische Verweigerung gegenüber der Disziplin, sondern darum, ihre Methoden subversiv zu nutzen und selbstbewusster mit Themen und Herangehensweisen zu arbeiten, die einst als außerhalb der Grenzen liegend betrachtet worden sind. Gerade was wir nicht wissen, verlockt uns; gerade neue Geschichten wollen wir erzählen. Unsere Leidenschaft für Frauengeschichte war ein Begehren, das zu wissen und zu denken, was bisher als undenkbar galt. Schließlich wächst Leidenschaft gerade da, wo dem Noch-nicht-Gewussten nachgespürt wird.

Neue Geschichten zu erzählen, lernen wir unter anderem im Gespräch mit anderen Disziplinen. Die Interdisziplinarität war ein Meilenstein in der Entwicklung feministischer Wissenschaft. Die Seminare, Programme und Fachbereiche für *Women's Studies* waren Versuchsgelände für die Artikulation neuen Wissens. Sie boten Forschungen Unterschlupf, die an traditionellen Fachbereichen als untragbar galten; sie boten Forschenden Rückhalt, die auf anderem Wege kaum für eine Anstellung in Betracht gekommen wären. Oft brachten Fragen, die von anderswo (außerhalb der Problemstellungen des eigenen Fachs) kamen, Historikerinnen – wie mich – dazu, unkonventionelle Antworten zu suchen; es war die engagierte Reaktion anderer feministischer Wissenschaftlerinnen, die die eigene Arbeit relevant erscheinen ließ. Wir hatten mindestens zwei Dinge gemein: Fragen zu Frauen, Geschlecht und Macht und (weil das simple Vergleichen von Daten über Frauen uns nicht wirklich weiterbrachte) ein Bedürfnis nach Theorien, die alternative Sicht- und Wissensweisen befördern können. „Theorie", sagte Stuart Hall in einer berühmt gewordenen Formulierung, „bringt Meinungen ins Rutschen."[47] Und auf genau diese Destabilisierung der überkommenen Meinungen zielte der Feminismus ab. Die Erforschung von Theorie (Marxismus, Psychoanalyse, Liberalismus, Strukturalismus, Poststruktura-

47 Zit. nach, Wendy Brown, Politics out of History, Princeton 2002, 41.

lismus) und der Versuch, etwas wie eine „feministische Theorie" zu formulieren, waren Wege, die Grenzen der Disziplinen zu überwinden und trotz unserer unterschiedlichen akademischen Ausbildungen eine gemeinsame Sprache zu finden. Obwohl viele Frauengeschichtlerinnen ihren Fachkollegen die Sorge nachgeplappert haben, Theorie und Geschichte könnten unvereinbar sein, war es doch die „Theorie", die die Kritik an einer Geschichte möglich machte, welche ein einzelnes wissendes Subjekt (*den* Historiker) und den Vorrang einiger erforschenswerter Themen gegenüber anderen voraussetzte. Ob es inzwischen anerkannt wird oder nicht: Einige allgemein akzeptierte Axiome der feministischen Geschichtsanalyse sind tatsächlich theoretische Einsichten in die Art und Weise, wie Differenzen konstruiert werden: Es gibt weder ein Ich noch eine kollektive Identität ohne einen Anderen (oder Andere); es gibt keinen Einschluss ohne Ausschluss, kein Universales ohne ein zurückgewiesenes Partikulares, keine Neutralität, die nicht eine interessierte Sichtweise bevorzugen würde; und Macht ist in diesen Beziehungen immer zugegen. Diese Axiome wurden zu Ausgangspunkten der Analyse gemacht und wurden so die Grundlage einer immer noch weitergehenden, breit angelegten kritischen historischen Forschung.

Feministische Geschichte lebt von interdisziplinären Begegnungen; sie hat einiges an Theorie in ihre Lehre aufgenommen; aber sie hat zu Recht ihren eigentlichen Schwerpunkt in der Disziplin der Geschichte selbst gesehen (schließlich ist es Clio, die uns antreibt ...). Die Spannung zwischen Feminismus und Geschichte (zwischen Subversion und Etabliertheit) ist problematisch und produktiv zugleich; das eine weitet die Grenzen der Orthodoxie aus, das andere kontrolliert die Grenzen des anerkannten Wissens. Ob wir es wahrnehmen oder nicht: Die Beziehung ist nicht einseitig, es gibt eine Wechselwirkung: Der Feminismus verändert die Disziplin, indem er ihre Fragestellungen aus einer Perspektive von Geschlecht und Macht kritisch angeht, aber ohne die disziplinären Fragestellungen gäbe es keine feministische Geschichte. Weil diese Fragestellungen sich verändern (nur teilweise durch den Feminismus), verändert sich auch die feministische Geschichte. In diesem Sinne ist die Geschichte der Feministinnen immer ein Parasit der Disziplin Geschichte. Ihre Zukunft hängt weitgehend davon ab, in welche Richtung sich diese entwickelt. Wo ist die feministische Kritik der Kulturgeschichte, des Behaviorismus? Welches sind die Grenzen der heute im Fach akzeptierten Auffassungen von Geschlecht? Welche Geschichte hat die Verwendung von Kategorien der Differenz (rassisch, sexuell, religiös, ethnisch, national, ...), die Historiker für selbstverständliche Charakterisierungen der Menschen in der Vergangenheit halten? Diese Fragen, die das akzeptierte Wissen und seine Zugänge unerbittlich hinterfragen, sind Kennzeichen des feministischen Strebens nach einer aktiven, zukunftsorientierten Kritik.[48]

Wir sind für unser Fach so etwas wie Störenfriede, und dasselbe kann auch für unser Verhältnis zu Kollegen aus anderen Fächern und neueren Gebieten der interdisziplinären Forschung gelten. Schließlich setzen wir die Kategorien, deren sich die *Queer Studies* oder postkoloniale, transnationale und globale Forschungen bedienen, einer historischen Perspektive aus. Strategische Verbindungen sind ohne kritische Dimensionen nicht zu

48 Vgl. Ellen Rooney, Discipline and Vanish: Feminism, the Resistance to Theory, and the Politics of Cultural Studies, in: differences, 2, 3 (1990), 14–28.

haben; feministische Historikerinnen bringen die zeitliche Dimension ein. Wir sind Relativistinnen, wenn es um Bedeutungen geht; wir wissen, dass sie sich im Lauf der Zeit verändern. Deshalb sind wir besonders gute Kulturkritikerinnen. Wir können die grundlegenden Wahrheiten der Gegenwart in einen historischen Kontext stellen und bloßlegen, welche Interessen dahinter stehen. Wir fassen die Vergangenheit also nicht als Vorläufer dessen auf, was ist (das ist die verbreitete Mission offizieller Geschichtsforschung), sondern als Kontrastfolie. Dabei sind wir Doppelagentinnen: Wir befassen uns mit Geschichte, um die Kritik neuer oppositioneller Forschungsrichtungen zu vertiefen und zu schärfen, und gleichzeitig unterlaufen wir die Tendenz unserer eigenen Disziplin, die großen Wert auf Kontinuität und kausale Linearität (aus der Vergangenheit in die Gegenwart) legt. Doppelagenten dieser Art haben eine vielversprechende Zukunft – und eine aufregende Arbeit. Diese Arbeit entzieht sowohl denen, an die wir uns wenden, als auch uns selbst den sicheren Grund. Die Befürchtung, unsere Identität könnte unbeweglich werden oder unsere Arbeit selbstgefällig, ist überflüssig; ständig stehen neue strategische Entscheidungen an. Natürlich gibt es auch Risiken, wenn (linke oder rechte) Orthodoxien herausgefordert werden. Aber diese Risiken waren von Anfang an charakteristisch für die Geschichte der Feministinnen, sie sorgten für Lust und Gefahr, sie garantierten eine Öffnung zur Zukunft hin. Robyn Wiegman nennt ihre neue Serie feministischer Studien, die die Duke University Press veröffentlicht, „The Next Wave" und bringt damit zum Ausdruck, dass die Geschichte der Feministinnen kein Ende kennt – weil sie eben das leidenschaftliche Streben nach dem Noch-nicht-Bekannten ist.[49]

VI.

„Ach, die Zukunft ..." – sie ist nur dann gefährlich, wenn man feministisches Handeln ausblendet. Feministinnen sind nicht nur politische Subjekte, sondern begehrende Subjekte und als solche machen sie Geschichte. Dieses Verständnis von Handeln als getrieben durch ein Verlangen nach dem, was wir nicht endgültig wissen können – durch Begehren –, ist nicht von mir und ist nicht neu. 1983 veröffentlichten Ann Snitow, Christine Stansell und Sharon Thompson ein Buch mit Essays und gaben ihm den Titel „The Powers of Desire: The Politics of Sexuality".[50] Ihre Hauptthese war, dass Frauen nicht nur politische, sondern auch sexuelle Wesen sind und dass die Untersuchung der Sexualität – aus verschiedenen Perspektiven – „ein Terrain" eröffne, „auf dem spielerisches Experimentieren möglich ist". Sie brachten auch feministische Wissenschaft mit Begehren in Verbindung: „Begierde stellt sich immer wieder neu her", schrieben sie und verwiesen auf einen fernen Horizont, „um Ausschau zu halten, was auf uns zukommt".[51] Ich habe dieses Argument über den Bereich von Geschlecht und Sexualität hinaus verwendet, um

49 Vgl. Robyn Wiegman, What Ails Feminist Criticism? A Second Opinion, in: Critical Inquiry, 25, 2 (1999) und dies., Feminism, Institutionalism, and the Idiom of Failure, in: differences, 11, 3 (1999/2000), 107–136.

50 Ann Snitow u.a., The Powers of Desire: The Politics of Sexuality, New York 1983.

51 Ann Snitow u.a., Die Politik des Begehrens. Sexualität, Pornographie und neuer Puritanismus in den USA, übersetzt von Cornelia Holfelder-von der Tann, Berlin 1985, 20.

feministisches Handeln überhaupt zu charakterisieren. Unser Handeln (unser Begehren) ist Kritik; wir gehen permanent gegen die hergebrachte Weisheit an, wir entlarven ihre Grenzen, um dem Ziel der Gleichheit ganz gerecht zu werden. Das bringt uns an unvorhersehbare Orte. Wir wissen nie, was als Nächstes unsere Aufmerksamkeit oder unseren Zorn auf sich ziehen wird. Kritik/Begehren liefert keine Landkarte, sie ist eher ein Maßstab, an dem die Unzufriedenheit mit dem Bestehenden abzulesen ist. Wohin sie sich bewegt, ist erst im Rückblick zu sehen, aber dass sie es tut, ist unbestreitbar.[52] Historische Forschung ist eine besonders effektive Form feministischer Kritik.

Alte Darstellungen von Clio zeigen sie manchmal mit einer Trompete und einer Wasseruhr; vielleicht verkündet sie den Ablauf der Zeit – Zeit begriffen als Flüssigkeit, im Fluss (eine besonders feminine Darstellung), nicht einfach aufzuhalten. Oder sie wird mit Schreibutensilien gezeigt, mit Büchern und Rollen: Anspielungen darauf, dass sie den Griechen das phönizische Alphabet geschenkt hat. Wenn Clio die Werkzeuge zur Produktion von Wissen gebracht hat, dann ist es unsere Aufgabe (als Sterbliche), sie zu nutzen. Wir sind keine Götter und können daher nicht, wie sie, „allumfassend wahre Geschichten"[53] erzählen. Wir werden durch unsere Fähigkeit zur Kritik (und inspiriert und beflügelt durch Clio) dazu gebracht, stets zu revidieren, stets über uns hinauszugreifen, um neues Wissen, neu zu erzählende Geschichten zu finden.

Da Clio uns von Anfang an inspiriert hat, ist es wichtig, einige Dinge über sie zu erfahren, die nicht sehr bekannt sind. Die Musen hatten keinen ständigen Wohnsitz: Sie tanzten auf dem Olymp; auch der Helikon war ihr Treffpunkt. Und sie saßen nicht etwa oder gingen, sie flogen. „Wo auch immer sie hingehen, sie tun es fliegend; denn so reisen Göttinnen gewöhnlich – was König Pyrenäus von Taulis, der sie vergewaltigen wollte, zu spät erfuhr. Er kam beim Sprung von der Spitze eines Turmes um, als er versuchte, den Musen zu folgen, die ihm fliegend entkamen."[54] Wer fliegt, entkommt der Gefahr, beherrscht zu werden, den tyrannischen Mächten der Orthodoxie. Und wer fliegt, gewinnt etwas: Das Schweben entwirft einen Pfad der Lust. Wenn wir die Melancholie zurücklassen, öffnet sich dieser Pfad für uns. Die Leidenschaft kommt zurück und macht sich auf, erneut nach dem zu streben, was noch nicht gedacht worden ist.

Aus dem Englischen von Gabriele Kammerer

52 Vgl. Brown/Halley, Legalism, wie Anm. 33, 33.

53 http://homepage.mac.com/cparada/GML/MUSES.html, 13.11.2002.

54 http://homepage.mac.com/cparada/GML/MUSES.html, 13.11.2002.